

# Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

## **Kapitel 4: Gideon, der Maler**

Der Schneider «Wui» hatte sich aber mit der Zeit zu dieser einen Idee noch eine zweite zugelegt, und die war ich. Sobald es sich in den ersten Schuljahren zeigte, dass ich am Zeichnen Freude hatte und einige Geschicklichkeit darin an den Tag legte, sass der Sparren fertig in seinem Kopf: Ich war zum Maler geboren!

Ja, ein Maler steckte in mir, das stand unumstösslich fest. Nicht ein Anstreicher etwa, der bloss Gartenhäge und Scheunentore überschmierem könne: nein, ein richtiger berühmter Kunstmaler! Das «berühmt» liess er nie weg, denn er behauptete hartnäckig, erst der Ruhm mache den wirklichen, wahrhaftigen Kunstmaler aus, nur wenn er berühmt sei, könne er seine Bilder, auch die schlechtesten, teuer verkaufen und ein Herr werden. In seinem Modellkasten bewahrte er neben den anderen Wertstücken ein in viele Umschläge eingehülltes Buch auf, das «Malerbuch».

Ich bekam es lange nicht in die Hände, auch dann nicht, als ich zur Not lesen konnte. Aber der Schneider belehrte mich, so oft er mich das Buch wie ein Heiligtum sehen liess, dass es die Geschichte eines armen Tagelöhnerbuben enthalte, der es nach schweren Kämpfen zu einem berühmten Kunstmaler gebracht habe. Ein solcher Kunstmaler werde auch ich später sein, so gewiss, als er mein Talent entdeckt habe.

Er erzählte jedem Bauern davon, während er das Mass zu einer Hose oder Weste nahm, und konnte dabei so eifrig werden, dass er mitunter die Zahlen unrichtig eintrug. Manchmal, besonders wenn einer seiner besseren Kunden – sein Ehrgeiz zog hierin sehr genaue Grenzen – in der Stube war, hielt der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Nähstisch Sitzende plötzlich mit der Arbeit inne, bewegte den grossen, beinahe kahlen Schädel ein paar Mal wichtig auf und ab und fing dann mit warmer Überzeugung zu reden an, wobei sein dünner Bockbart einen kleinen Tanz aufführte: «Ja, ja! Der Bub hat Talent! Wenn ich das sage, so ist's genug. Und ich, der Jakob Enz, betrachte es als meine Lebensaufgabe, dieses Talent zu pflegen, ich werde alles daran setzen, den Gideon in eine Malschule zu tun! Wui!»

Und an einem Sonntagabend konnte ich ihn selber in der Wirtsstube zur Ilge vor allen Gästen prahlen hören: Ja, man müsse nicht glauben, dass aus einem Bauernnest wie die Steig, kein berühmter Mann hervorgehen könne. Man werde das erleben! Alle berühmten Männer hätten klein und niedrig anfangen müssen, wui! Solle einer mit ihm heimkommen und das Buch vom Kunstmaler Heinrich Strinde lesen, der für ein einziges Bild, nicht grösser als eine Landkarte, zweitausend, sage zweitausend Kronen gelöst habe, und den er selber in Wien ein Glas Bier habe trinken sehen!

Wenn ich auch gegen die Prahlereien des Schneiders Enz von Anfang an eine starke Abneigung empfand, – die Idee ging ganz unvermerkt doch auf mich über und schlug Wurzeln. Nicht dass ich mich zu dem Glauben verstiegen hätte, die andern Knaben in meinem Alter könnten bei gleichem Fleiss und gleichem Eifer nicht ebensogut, wie ich, Störche, Hasen, Käfer und alles mögliche auf die Schiefertafel hinzeichnen. Das Wollen machte alles aus: und eben darin wollte ich alle, aber auch alle, hinter mir lassen. In diesem Vorsatz bestärkte mich vor allem die Geschichte des Malers Strinde, der sich selber unausgesetzt vorwarf, er könne nicht besser zeichnen als jeder Holzhacker, der Kopf müsse die ganze Arbeit allein tun. Meine Neugier war nämlich längst Meister geworden: bei jeder günstigen Gelegenheit stahl ich mir das Malerbuch aus dem Modellkasten und las darin; es war meine Bibel und mein Vermächtnis. Im Anfang zwar war ich ein wenig enttäuscht, weil der Held auch gar zu lange mit Hunger, Entbehrungen und Misserfolgen zu ringen hatte. Aber als er dann einen König malen durfte, ja als er für ein einziges Bild mehr bekam, als unser Haus, der Stelzenhof, samt Hofstatt auf der Gant gegolten hatte, da fand ich es ganz am Platz, dass man einen solchen Mann mit einem steinernen Denkmal ehren musste.

Ich meinerseits wollte selbstverständlich weit rascher und müheloser ans Ziel gelangen. Zwar vergass ich auf der Schulbank oder bei geselligen Spielen meine ehrgeizigen Pläne ganz, oder wenn ich flüchtig daran dachte, so kam mir aus der Ferne alles nur wie ein blasser Traum vor. Dieser Traum nahm aber sogleich wieder feste Gestalt an, wenn ich allein war und meinen Gedanken nachhängen konnte. Und wenn ich mit meinem Malerbuch im Wipfel des mächtigen Nussbaumes sass, an den sich unser Häuschen gleichsam anlehnte, dann war ich Herr über ein grosses sonniges Reich. Irgendwo stand da ein Haus mit grünen Fensterläden und einer hellen Malerstube darin, deren Wände ganz mit Bildern bedeckt waren. Das schönste, grösste davon stellte das Dorf Steig dar mit den Äckern und Baumgärten ringsum; und es war kein Dach und kein Schornstein vergessen, auch nicht die vier Pappeln beim Steinernen Platz oder die kleine rote Wetterfahne auf dem Wirtshause zur Ilge.

Ich wäre in jener Zeit sehr glücklich gewesen, wenn der Armenpfleger Stocker nicht hin und wieder seine schwere Hand auf mein Dasein gelegt hätte. Wenn ich an ihm vorbei musste oder wenn ich ihn von weitem neben seinen Stieren einhertrotten sah, so war es mir zumute, als sei ein grosser dunkler Schatten auf meinen Lebensgarten gefallen. Und wenn der Stocker, was je und je geschah, von der Strasse aus nach unserer Haustüre einbog, den Kopf etwas gesenkt und die Augen schräg vor sich hin auf den Boden gerichtet, dann flüchtete ich mich in die Küche, verbarg mich zwischen Türe und Küchenschrank und lauschte bänglich, was über mich beschlossen wurde. Vor dem trockenen Ton seiner Stimme sanken meine Luftschlösser in sich zusammen, mein herrliches Bild von der Steig verblich zum Schatten und schwand. Und statt des Malers im schwarzen Samtwams, der seine Dorfgenossen grossartig mit Wein und Käse traktierte, sass ein gedrücktes Bauernknechtlein am Wirtstisch in der Ilge, das ein Glas Most zwischen seinen krummgewerkten Fingern hielt.

Denn der Stocker war hart und unerbittlich, er nannte alles, was der Schneider Enz über meine Anlagen vorbrachte, Larifarizeug. Der Endzweck eines jeden seiner Besuche war der, etwas vom Kostgeld abzumarkten mit der Drohung, man werde mich anderswo unterbringen, es seien Offerten genug da. Zum Beispiel könnte er selber jetzt so einen kräftigen Buben auf seinem Gewerbe ganz gut brauchen.

Der Schneider wehrte sich und sperrte sich nach seiner Art, wobei er unklugerweise immer wieder mein Talent und seine hohen Pläne ins Feld führte. Er konnte doch wohl wissen, dass das beim Armenpfleger Stocker nicht verfiel. Wenn ihm dann das Wasser bis an den Hals ging, trat regelmässig Frau Rike-Scholiette als tapfere Reserve aus der Nebenkammer. Was denn auf so ein Buebli, das noch Tag für Tag zur Schule müsse, abzustellen sei? Nichts, sauber nichts! Und dabei möge ich essen, ja, das könne sie einem sagen, da würde sich einer noch verwundern! Wenn der Jakob nicht so den Narren an mir gefressen hätte, so wäre längst gekündet worden. Denn man verdiene sowieso nicht das kalte Wasser an mir.

Auf dieses war aber der Stocker schon gefasst. Die sittliche Entrüstung kam wie auf Kommando über ihn und er sagte mit Nachdruck, die armen Waisenkinder seien doch wohl nicht zum Verdienen da! Wenn sich einer einen Gotteslohn erwerben könne, so dürfe er das auch etwas rechnen. Überhaupt, wenn mehr Religion wäre, so brauchte man gar keine Armenpflege!

Das Endresultat des Kampfes bedeutete jedesmal einen unbedingten Sieg der Minderheit. Der Armenpfleger Stocker baute nicht umsonst auf die «Idee» meines Pflegevaters. Wenn er erst gewusst hätte, dass dieser oft heimlich von der Base Käther kleine Zuschüsse zum Kostgeld bekam! Ich meinerseits atmete jedesmal auf, wenn der Kelch wieder an mir vorbeigegangen war. Ich gab mir während der nächsten Tage alle Mühe, mich der etwas mürbischen Pflegemutter durch Zutragen von Holzscheitern und Wasser recht nützlich zu machen. Aus der pflichtmässigen Bürde Leseholz, die ich an den schulfreien Nachmittagen einzubringen hatte, wurden mitunter zwei, bis alles zuletzt wieder im rechten Geleise war, und der Schneider Enz jedem seiner Kunden feierlich erklärte, er wolle trotz der grossen Opfer, die er tatsächlich bringen müsse, unter allen Umständen an seinem Malerplan festhalten. Denn an meinem Talent könne kein Advokat und kein Armenpfleger rütteln. Wui!